

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Spiegel
<b>Herausgeber:</b>	Guggenbühl und Huber
<b>Band:</b>	22 (1946-1947)
<b>Heft:</b>	3
<b>Artikel:</b>	"Darum gehet hin und machet alle Völker zu Jüngern" : als Missionar in Kamerun
<b>Autor:</b>	Zürcher, I.W.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1068898">https://doi.org/10.5169/seals-1068898</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## «Darum geht hin und machet alle Völker zu Jüngern»

Als Missionar in Kamerun

Von I. W. Zürcher

Im Monat September des Jahres 1932 hatten wir uns eingeschifft. Wir waren zu zweit, meine Frau und ich. Eines Morgens beim Erwachen war der Kamerunberg in Sicht, jener Vulkan, der über 4000 Meter hoch wie ein Wächter vor diesem Lande steht. Da, hinter diesem Berge, lebte das gottferne Volk, dem ich Missionar werden durfte. Mein Wunsch, den Heiden das Evangelium zu predigen, stand vor der Erfüllung.

Ich hatte mehr als 27 Jahre darauf gewartet. Es war in der Kirche zu Aeschi im Berner Oberland. Da besuchte ich mit meiner Mutter an einem Sonntag einen Missionsvortrag. Ich war damals noch nicht fünf Jahre alt. Eine China-Missionarin redete über die Chinesinnen und zeigte die kleinen Schuhe, welche sie an ihren Krüppelfüßen tragen müssen. Von dem, was die Missionarin sonst sagte, verstand ich nichts; aber der Anblick der kleinen Schuhe ergriff mich so, daß mein Entschluß, Missionar zu werden, feststand.

Ich war der Älteste von vier Geschwistern. In meinem neunten Lebensjahr wanderten meine Eltern in den Thurgau aus, wo sie ein Bauerngut bewirtschafteten. Ich wurde mit Leib und Seele Bauer. Doch der Gedanke, Missionar zu werden, blieb lebendig. Als ich mich mit 18 Jahren zur Aufnahme ins Missions-Seminar melden wollte, versagte mir mein Vater die Zustimmung. Er hatte das Heimwesen für mich, seinen ältesten Sohn, bestimmt. Es fiel mir schwer, mich dem Willen meines Vaters zu fügen; aber meine Mutter wußte mich immer damit zu trösten, daß, wenn Gottes Zeit gekommen sei, er mir gewiß den Weg zur Mission öffnen werde.

Das Nein des Vaters lähmte meine Freude am Bauern nicht. Ich tat alle Arbeit im Blick auf die Zukunft als Missionar. Als mein Vater an einem schönen Herbsttag den Sämannssack zur Hand nahm und sagte: «Bub, du mußt nun das Säen lernen», da warf ich den Samen in

weitem Bogen auf die braune Scholle und sah mich im Geist als Missionar, der den Samen in einem Heidenland ausstreut.

Sechs Jahre vergingen, ohne daß sich mein Vater zu einem Ja aufraffen konnte. Gegen seinen Willen davonzulaufen, wäre mir unmöglich gewesen. Ich hatte die Altersgrenze von 24 Jahren, bis zu welcher man am Missionsseminar in Basel aufgenommen werden kann, bereits überschritten. Menschlich gesprochen bestand also kaum mehr eine Hoffnung, dort anzukommen, selbst wenn mich mein Vater ziehen ließ. Dennoch bat ich ihn nochmals, mich frei zu geben, als mein jüngerer Bruder vor dem Abschluß einer landwirtschaftlichen Schule stand und ich hoffen durfte, daß er mich beim Vater ersetzen könnte. Wirklich gab mein Vater schließlich die Einwilligung, wenn auch wohl mit der geheimen Hoffnung, daß ich doch nicht mehr aufgenommen würde.

Ein strenger Winter zog ins Land, mein Vater und ich mußten allein zwei Ställe voll Vieh besorgen. In der Erwartung des Bescheides aus Basel nahm ich Lateinstunden bei unserm Pfarrer. Bereits morgens um vier Uhr lernte ich im Stall Latein, und auch abends nach der Arbeit konjugierte und deklinierte ich. Dann, mitten im Winter, kam der Bericht, ich sei aufgenommen.

Am Seminar folgten harte Jahre des Studiums. Mit eiserner Energie hat sich der Bauernbub durchgebissen. Als ich nach sechs Jahren Studium das letzte Examen bestand, wurde ich für Kamerun bestimmt.

Zunächst ging es noch der Sprache wegen nach England. Während der Überfahrt zog ich mir eine schwere Erkältung zu. Daß ich ernstlich krank war, wußte ich noch nicht, ich fühlte mich nur immer sehr müde.

Nach acht Wochen kehrte ich in die Schweiz zurück und wurde für den Missionsdienst eingesegnet. Ich ging heim, um meine Kisten zu packen. Die Zeit eilte, der Schiffsplatz war bestellt, ich sollte reisen. Aber nach zwei Tagen brach ich zusammen. Die Krankheit hatte ge-

siegt. Ich lag im Spital, die Schule des Leidens begann. Der Sanatoriumsarzt stellte nasse Brustfellentzündung fest und erklärte, daß ich Afrika nie sehen werde.

Es folgten Wochen des Kampfes. Tränen und Krankenschweiß netzten mein Lager. Es fiel mir unendlich schwer, mich damit abzufinden, nicht Missionar zu werden. Der Seelensturm legte sich erst, als ich mich durchgerungen hatte, zum Willen des himmlischen Vaters Ja zu sagen. Von diesem Augenblick an war ich ruhig wie das Kind im Arm der Mutter. An meiner Stelle war inzwischen ein anderer junger Missionar nach Kamerun gefahren.

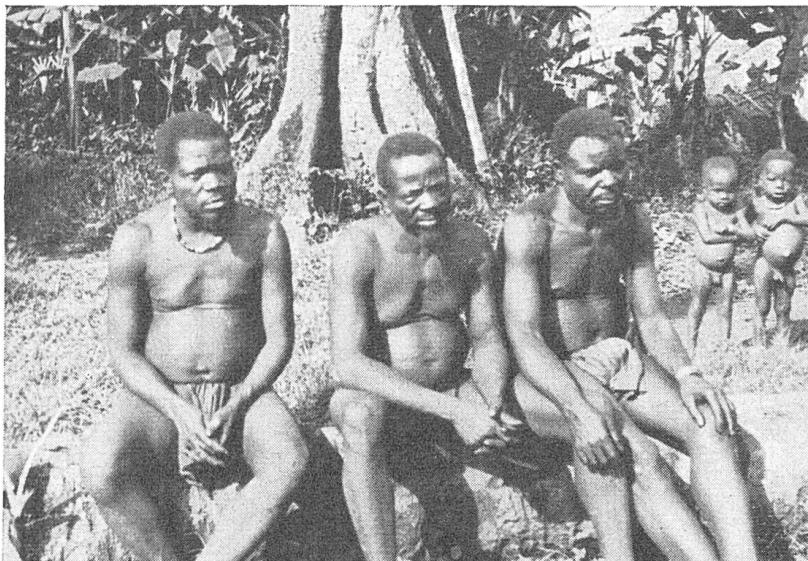
Bei einer späteren ärztlichen Untersuchung wurde mir der Bescheid zuteil, daß ich zum mindesten für zwei Jahre noch in der Heimat bleiben müsse. Ich kam in ein Sanatorium mitten unter leidende, kämpfende und verzagte Menschen. Hier war mein erstes Missionsfeld, und ich konnte nun ganz anders mit den Kranken reden, als es mir noch vor einigen Monaten möglich gewesen wäre.

Nach meiner Genesung arbeitete ich in einer Vorstadtgemeinde als Vikar. Noch zwei Jahre mußte ich warten, bis das Land meiner Bestimmung, Kamerun, vor meinen Augen lag.

### *Die Missionsstation*

Das Arbeitsgebiet, für das ich bestimmt war, liegt im nördlichen Abschnitt des britischen Mandatgebietes des ehemals deutschen Kamerun. Es wird von Sudan- und Bantu-Negervölkern bewohnt, die sich in kriegerischen Auseinandersetzungen in diesem Raum begegnet sind. Das Gebiet war aber gleichzeitig bis in die jüngste Zeit ein Einfallsraum für die vorstoßenden hamitischen Fulben, welche die zurückweichenden Negerstämme auf das Graslandglacis und in die unwirtlichen Urwaldberge des Küstengebietes verdrängten.

Der Küste nach zieht sich in ungefähr 500 Kilometern Tiefe ein Urwald-



*Eine Aufnahme von Zu-hörern der Heidenpredigt bei meinem zweiten Besuch im Kannibalendorf.*

gürtel. An diesen schließt sich die etwa 1000 Meter hoch liegende Steppe an, die mit fast zwei Meter hohem Elefantengras und niedern Sträuchern bewachsen ist.

Die Missionsstation befindet sich in Bali, einer Graslandstadt von 25 000 Einwohnern. Die Missionsleute sind die einzigen Weißen. Das Balivolk stammt aus der Gegend des Tschad-Sees. Es ist Mitte des letzten Jahrhunderts eingebrochen. Es tötete die Männer der überfallenen Bantustämme oder verkaufte sie als Sklaven. Die Frauen verlebte es seinem Stamm ein.

Die Mission arbeitet von Bali aus seit dem Jahre 1903. Als ich ankam, wirkten dort zwei Missionare, ein Schweizer und ein Deutscher. Sie betreuten in einem Gebiet, das vielleicht ein Viertel so groß wie die Schweiz ist, 150 Christengemeinden. Den meisten steht ein eingeborener Katechist zur Seite, der ihren Glauben festigt, ihre Kranken pflegt und Schule hält. Auf etwa 50 Katechisten kommt ein ebenfalls schwarzer Evangelist, der die Katechisten in ihrer Arbeit unterstützt und beaufsichtigt.

An der Schule in der Missionsstation waren außer den Missionaren zwei schwarze christliche Lehrer tätig. Die Schüler waren Buben von 10 bis 14 Jahren. Es wurde Englisch und in der Balisprache

gelehrt. Meine Vorkenntnisse in der Balisprache waren sehr bescheiden. Ich lernte sie im Umgang mit den Eingeborenen. Nach sechs Wochen ging ich schon auf die erste Reise. Ein Evangelist, der etwas Deutsch konnte, begleitete mich. Er übersetzte meine Ansprachen aus dem Deutschen, allerdings nur sehr mangelhaft. Ich verlegte mich deshalb vor allem auf Schulbesuche und auf die Sakramente, welche den Missionaren vorbehalten sind. Nach acht Monaten konnte ich aber genügend Bali, um meine erste Ansprache zu halten. Der Evangelist übersetzte sie in seine eigene Stammessprache.

### *Mein erster Heidenbesuch*

Kurz darauf nahm ich im Bergland die Berührung mit Menschen auf, die wohl wußten, daß es Weiße gibt, aber noch nie solche gesehen hatten. In Ngunu wird noch dem Kannibalismus gehuldigt. Die Menschenfresserei gehört zu ihren religiösen Handlungen. Ngunu liegt etwa drei Tagesreisen von Bali entfernt. Freudig nahte ich mich dem ersten ihrer Dörfer, die im Wald und unter den Palmen versteckt liegen.

Den Eingeborenen war durch Trom-

meln bereits bekannt geworden, daß ich mit einem Evangelisten zu ihnen kommen werde. Als ich das Dorf betrat, hielten sich die Männer am Waldrand in Deckung. Ich sah noch, wie sich einige Frauen in ihre Rundhütten flüchteten. Vergeblich winkte ich den Männern, die ab und zu hinter Bananenstauden und Palmen hervorguckten, näherzukommen. Auch von den Frauen war nichts mehr zu sehen. Ich blieb mit meinem Übersetzer allein, und ich hätte doch so gerne diesen Menschen an Seele und Leib geholfen. Schließlich ging ich den Männern nach, aber sie flüchteten nur tiefer in den Wald. Es blieb mir nur übrig, zu den Hütten zurückzukehren. Als ich eine Türe öffnete, sah ich Frauen zusammengekauert, den Kopf in die Hände vergraben, dasitzen. Mein Gruß wurde nicht beantwortet. Als ich mich umwandte, sah ich im Staub des Weges ein vielleicht jähriges Negerkind liegen. Wahrscheinlich hatte es die Mutter im Schrecken über mein Erscheinen fallen lassen. Es schrie erbärmlich. Ich nahm es auf den Arm, um es zu trösten. Da öffneten sich die Schiebtüren der Rundhütten, ich hörte die Frauen schreien. Aber ich verstand sie nicht. Die Männer waren wieder am Waldrand zu sehen, sie schwangen ihre Speere und Messer. Ich ging mit dem Negerlein auf dem Arm dörfauf, dorfab. Das Geschrei der Männer und Frauen wurde immer wilder, weil sie eines ihrer Kinder in Gefahr glaubten. Doch niemand wagte sich zu nähern. So legte ich das Kindlein wieder an seinen Platz, wo es weiterschrie. Das war der ganze Erfolg meines ersten Heidenbesuches.

### *Die Heidenpredigt*

Als ich nach etwa vier Monaten wieder in dieses Dorf kam, versteckten sich die Wilden nicht mehr. Sie hatten sich überzeugt, daß ihrem Kindlein nichts geschehen war, und nun erwarteten sie mich ruhig vor ihren Hütten unter den schattigen Bäumen. Ich wollte ihnen die

Hand geben, doch sie berührten meine Fingerspitzen nur ängstlich und prüften dann ihre Hände, ob diese durch die Berührung nicht auch weiß geworden seien. Dann knüpfte ich ein Gespräch an. Ich fragte nach ihren Frauen und Kindern. Eine Mutter kommt mit ihrem Kindlein auf dem Arm. Ich grüße sie und streiche mit der Hand über das Krausköpfchen. Die Mutter sieht es mit leisem Bangen. Vielleicht hat der Fremde einen Zauber bei sich. Doch als ich die Mutter bitte, das Kind auf den Arm nehmen zu dürfen, gibt sie es mir. Ein Kranker kommt dahergehumpelt. Fliegen umschwärmen seine Tropengeschwüre; ich behandle sein tiefes Loch im Oberschenkel und verbinde es mit Verbandstoff.

Ein feiner Faden des Vertrauens war gesponnen. Nun wagte ich, die Eingeborenen zu fragen: «Wo ist euer Ngwi (Gott)?» Die einen zeigten auf den Boden, sie meinten ihre Gestorbenen. Andere schüttelten den Kopf: «Wir wissen es nicht.» Noch andere wiesen in den Wald.

Darauf begann ich in der Form von Fragen zu erzählen: «Waren nicht einmal zwei Frauen draußen vor der Hütte beim Kochen, und als die Makabo (Erdfrüchte) weich waren, nahmen sie diese nicht aus dem Topf und legten sie in einen geschnitzten Holztrog, um sie mit zwei Holzstößeln zu zerstampfen? Und während die Frauen stampften und ihre Lieder dazu sangen, kam da nicht Ngwi und freute sich an den fleißigen Frauen, die für ihre Männer und Kinder ein so gutes Essen bereiteten? War es nicht so, daß, als Ngwi die Speisen näher ansehen wollte, eine der beiden Ngwi mit dem Holzstößel in ein Auge traf? Ist dann Ngwi nicht sehr zornig geworden, ist in den Wald gegangen, hat sich dort versteckt und ließ sich seither von keinem Menschen mehr sehen?»

Die Geschichte, die ich da erzählte, war ihre Geschichte. Daß der weiße Mann diese kannte, knüpfte den Faden des Vertrauens fester. Hier flocht ich meine Predigt von der Botschaft Jesu an.

Von Zeit zu Zeit bin ich dann wie-

der in dieses Dorf zurückgekehrt. Die Wilden kamen zur Heidenpredigt und brachten ihre Kranken. Es kam der Augenblick, wo sie selbst nach einem Lehrer fragten, denn sie wußten von andern Dörfern, die einen solchen besaßen. «Masa», baten sie mich, «bring uns auch einen Lehrer. Wir möchten jeden Tag von Jesu hören.»

### *Wie eine Gemeinde entsteht*

In einem der Heidendörfer, in denen ich predigte, erschien regelmäßig ein junger Mann. Immer wieder saß er da. Aber niemand bemerkte, daß etwas Besonderes in ihm vorging. Nach einiger Zeit vernahm ich jedoch, daß er eines Nachts plötzlich aufgestanden war, seine Fackel angezündet und auf stundenweitem Weg durch die Steppe den nächsten Katechisten aufgesucht hatte.

«Schau, ich habe Hunger nach Gott», hatte er diesem erklärt, «ich muß Christ werden.»

Man erzählte mir auch, daß der Vater des jungen Mannes, ein kleinerer Häuptling, diesem seinem Sohn Lambip, der zu seinem Nachfolger vorausbestimmt war, mit dem Tod durch Vergiftung drohte, wenn er wirklich Christ würde.

Aber Lambip kam trotz der Drohung des Vaters, und obschon er damit seine Aussicht, Häuptling zu werden, verscherzte, zu mir auf die Station und unterzog sich anderthalb Jahre lang dem Taufunterricht.

Es gibt übrigens von den vier großen und den vielleicht 200 kleinen Häuptlingen dieses Gebietes keinen einzigen, der Christ geworden und geblieben ist. Das Haupthindernis bildet die Vielweiberei (der Häuptling von Bali zum Beispiel hat 250 Frauen), auf die sie als Zeichen ihrer Macht und ihres Reichtums nicht verzichten können.

Am Tage vor seiner Taufe suchte Lambip — er war nun etwa 23 Jahre alt — seinen Vater auf und gestand ihm, daß er nicht anders könne, er müsse Christ

werden. Der Vater wiederholte seine Drohung und zeigte ihm den Ort, der für sein Grab bestimmt war.

Lambip ließ sich dennoch taufen. Darauf wanderte er in sein Dorf zurück. Wenig später wurde er tatsächlich vergiftet. Taglang schwiebte er zwischen Leben und Tod. Aber als er, völlig abgemagert und schwach, aus der Hütte herauskam, traten vier seiner Heidenkameraden zu ihm und verlangten den Gott, der ihn vom Tode errettet habe, kennenzulernen. Als Lambip wieder stark genug war, um gehen zu können, kamen alle fünf zu mir und bat mich um einen Katechisten für ihr Dorf. Bis dieser kommen konnte, bauten sie eine Buschkapelle aus Pfosten, Palmrippen, Erde und Gras. Die schlichte Verkündigung Christi von den Evangelien her durch den Katechisten zog trotz des Wütens des Häuptlings eine ganze Anzahl Taufbewerber heran. Nach zwei Jahren konnte ich die ersten Taufen vornehmen. So entstand eine Gemeinde, die von ungefähr 200 Einwohnern des Dorfes 30—40 Christen und Taufbewerber umfaßte. Als ich Kamerun verließ, war diese Gemeinde eben daran, eine Kapelle aus Steinen, welche die Christen auf dem Kopfe hertrugen, zu errichten. Den Bau leitete einer meiner Katechetenschüler, die im Laufe der vier Jahre ihrer Ausbildung alle auch ein Handwerk, sei es das Mauern, Schmieden, Weben, Flechten, Schnitzen nach der Art der Eingeborenen lernen müssen.

### *Leben die Heiden in einem Paradies?*

Die Vorstellung von einem paradiesischen Urzustand der schwarzen Heiden ist alt und verbreitet, aber sie ist falsch. Auch in der Schweiz sind Leute anzutreffen, welche die Mission ablehnen, weil sie meinen, daß diese die Eingeborenen aus einem sonnigen Glück der Unschuld vertreibe. Wie oberflächlich gehen doch die meisten Globetrotter mit ihrer Kamera durch die ihnen so fremden Dörfer! Der Anblick nackter Menschen, die unter schattigen

Palmen sitzen, genügt, ihnen paradiesische Zustände vorzugaukeln. In Wirklichkeit sind die afrikanischen Heiden Knechte der Angst. Ihr Dasein ist finster, hart und trostlos. In melancholischer Schwere und tragischem Ernst gehen sie durch ihr Leben, das ein großes Bemühen ist, sich vor den bösen Mächten zwischen Himmel und Erde zu schützen.

Nach der heidnischen Sitte wurden Säuglinge, denen die Mutter starb, bis zu fast zwei Jahren lebendig in deren Grab gelegt. Keine Frau wagte, solchen Säuglingen Nahrung zu geben. Sie fürchteten, die Eifersucht der verstorbenen Mutter würde sie töten. Als die Heiden sich der Christen wegen nicht mehr getraut, die Kinder lebendig zu begraben, setzten sie diese doch aus. Wir zogen auf der Mission einmal unter großen Schwierigkeiten ein Kind auf, das uns auf die Station gebracht worden war, weil man es zwar nicht mehr aussetzen wollte, aber die Verantwortung vor dem Geiste der verstorbenen Mutter doch nicht selbst zu tragen wagte. Erst als das Kind sechs Jahre alt war, holte die Verwandtschaft es ab. Es ist bloß dem Einfluß der Christen zuzuschreiben, daß das lebendige Begraben und das Aussetzen von mutterlosen Säuglingen aufgehört hat.

Wenn einem Kind zuerst die oberen Zähne durchbrachen, wurde das als Zeichen gedeutet, daß die Toten dessen Tod verlangen. Es herrschte die Überzeugung, daß Eltern, die sich nicht entschließen wollten, solche Kinder umzubringen, das ganze Dorf ins Unglück stürzten. Auch diese Sitte wurde nur durch die Christen überwunden.

### « Üsük »

Auf einer Reise durch die Wildnis Kameruns traf ich in der Nähe des Negerdorfes Aku auf einen Totenplatz. Ein Schwarzer war von seinen Dorfgenossen in die Wasserquelle begraben worden. Einige welke Baumzweige zierten das Grab. Über diesem hing an zwei Stecken

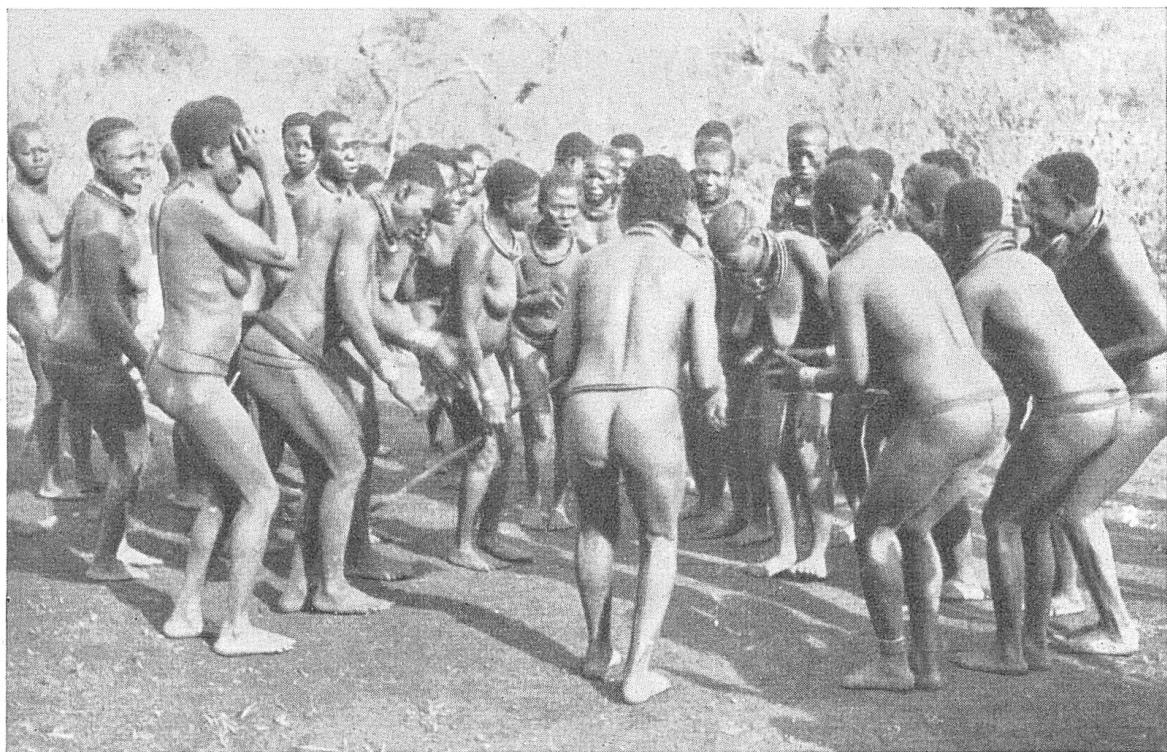
das schmutzige Lendentuch, das der Mann zu seinen Lebzeiten getragen hatte. Am Dorfeingang stieß ich auf eine frische Brandstätte. Ich ahnte Zusammenhänge. Durch behutsames Fragen gelang es mir, diese aufzudecken.

Der Dorfhäuptling von Aku kauft von Zeit zu Zeit eine « Medizin », genannt « Fam », um sich und seine Leute gegen böse Mächte zu schützen. Diese Zaubermedizin wird mit Wasser vermischt. Nun wird die Trommel geschlagen. Ihre dumpfen Töne rufen Männer und Frauen und die ältere Jugend zum Zauberplatz. Die versammelten Dorfbewohner müssen sich Kopf und Brust mit dieser Medizin waschen und zuletzt davon trinken.

Wer im Besitz einer geheimnisvollen übernatürlichen Kraft, genannt « Üsük », ist — Männer und Frauen können sie besitzen — und damit nach heidnischer Anschauung die Macht hat, andern Menschen « das Herz aus dem Leibe zu fressen », das heißt, sie krank zu machen und zum Sterben zu bringen, muß am Genuß des Gegenzaubers « Fam » sterben.

Jeder Dorfbewohner, der innerhalb einer gewissen Zeitspanne nach dem Genuß von « Fam » stirbt, wird als Besitzer von « Üsük » verdächtigt. Um ganz sicher zu sein, wird seine Leiche aufgeschnitten und nach dem « Üsük »-Erkennungszeichen gesucht. Findet sich dieses, wird die Leiche ins Wasser gebracht, weil der Tote aus diesem nicht wieder als Geist mit « Üsük » in das Dorf zurückkehren kann. Es findet sich übrigens immer, weil außer einer bestimmten Kräuselung der Lunge und dunklen Flecken auf Lunge und Leber auch schon das Vorhandensein von zwei Röhren im Hals (der Luft- und Speiseröhre) als Kennzeichen genügt. Über seinem Grab wird sein Lendentuch als Zeichen aufgehängt, daß hier ein Mann mit « Üsük » begraben liegt.

Ein solcher Mann lag in dem Grab, auf das ich zufällig gestoßen war. Aus Furcht vor dem Verstorbenen hatte man auch sein Haus niedergebrannt. Der Tote sollte mit seinem « Üsük » fortan keine Wohnstätte mehr im Dorfe haben.



*Der Sarkatanz*



*Eine Frau, die beim Sarkatanz eben als Hexe bezeichnet wurde.*

## *Die Sarkatänzerin*

Unter den Bewohnern am Dongafluß im Norden Kameruns hat sich der Sarkatanz erhalten. Von dorther kam er in das Mbembeland. Er ist ein ausgesprochener Frauentanz, der jede Woche einmal aufgeführt wird. Frühmorgens, ehe noch die Sonne aufgeht, rufen die Sprechtrommelschläge die Frauen. Keine Frau, ob jung ob alt, wagt sich dem Ruf zu entziehen. Wild tanzen die nackten Frauen um die Tanztrommeln, bis einige in Ekstase fallen und mit Händen und Füßen um sich schlagen. Eine von ihnen öffnet den Mund: «Also spricht Sarka, du bist eine Hexe», und weist dabei mit dem Finger auf eine Mittänzerin. Eine so gezeichnete Frau wird von den andern sofort verfolgt. In den meisten Fällen geht sie hin und hängt sich. Es bleibt ihr kaum ein anderer Ausweg als Selbstmord.

Immer wieder sind mir abgemagerte und verhärmte Frauen begegnet, die beim Sarkatanz als Hexen bezeichnet wurden, aber nicht den Mut aufbrachten, sich selbst zu töten. Ausgeschlossen von der Familie, verfolgt von der Sippe, irrten sie im Lande herum. Sie gehen wie Tiere im Wald zugrunde, weil sie als Opfer eines grausamen Aberglaubens oder auch des Hasses von Feindinnen beim Sarkatanz zu Hexen erklärt wurden.

Als dem Häuptling in Abonkwa ein Sohn gestorben war, kamen die Sarkatänzerinnen in sein Gehöft: «Also spricht Sarka», sagten sie, «wenn du samt deinen Kindern nicht sofort das Dorf verlässt, so wirst du mit den Deinen umkommen wie dein Sohn, der unter dem Hausdach begraben liegt.»

Noch am selben Tag verließ der Häuptling sein Dorf und irrte in den Wäldern herum. Einige Tage später verließ die ganze Dörflbevölkerung ihre Wohnstätten und wurde zu Menschen auf der Flucht vor dem Tod. Ich habe die zusammengefallenen Hütten, aus denen Gras und tropische Sträucher wuchsen, mit eigenen Augen gesehen.

Im Dorf Dziafo lebte ein zehnjähriger Bub, Asa. Sein Vater Katsa wurde krank und lag zwei Wochen in der rußigen kleinen Rundhütte. Diese Hütten dürfen übrigens außer der Türe keine Öffnung besitzen, weil sonst die Hexen nachts eindringen könnten, um den Schlafenden auf das Herz zu sitzen und es ihnen aus dem Leibe zu fressen. Als der Vater dieses Buben gestorben war, kamen die Sarkatänzerinnen zu ihm und redeten ihn an: «Also spricht Sarka, du hast deinen Vater getötet.»

Der Bub eilte von der Leiche seines Vaters weg zu einem Onkel in das nächste Dorf. Dieser jagte den Kleinen weiter. Darauf irrte er im Walde umher und nährte sich von den Früchten der Bäume. Erst nach tagelangem Suchen gelang es einem unserer Evangelisten, das Kind im Wald zu finden und es so vor dem sicheren Tod zu bewahren.

Der Sarkatanz brachte namenloses Unheil über die 22 Dörfer im Mbembeland. Ich bereiste viele dieser Dörfer und ließ die Sarkatänzerinnen vor mir tanzen und überzeugte sie dann durch meine Predigt von dem Unglück, das sie anrichteten. Sie versprachen mir, den Tanz nicht mehr aufzuführen und schworen es auf heidnische Weise, indem sie ein Stücklein Holz, das ich ihnen gab, beleckten und es dann in den Wald warfen. Seither wurde der Sarkatanz in den Mbembedörfern nie mehr getanzt. Damit war ein tiefes Elend begraben. Das Volk kam zur Ruhe.

## *Im Schatten des Krieges*

Vor Kriegsausbruch bestanden im Grassland Kameruns fünf Missionsstationen mit sieben Missionaren, deren Frauen und Missionsschwestern. Es gab 370 Außenstationen, das heißt Dörfer mit einem Predigtplatz und einem Katechisten. In 240 Buschschulen wurde das Lesen und Schreiben in der EingeborenenSprache gelehrt, in drei Schulen war die Unterrichtssprache Englisch. Die Missionare, alles Deutsche außer mir, waren gewissermaßen

die Patriarchen. Sie hatten das unbestritten geistige Übergewicht. Mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus verstärkte sich der Zug zur Zentralisation der Missionsarbeit auf die Missionsstationen. Die Deutschen versuchten, immer stärker das Führerprinzip auch in ihrer Missionsarbeit anzuwenden, ja es gab deutsche Missionare, die in nationalsozialistischem Sinne unter den Eingeborenen dieser früher deutschen Kolonie zu werben begannen. Sie fühlten sich gestärkt durch die vielen deutschen Plantagenbesitzer an der Küste Kameruns und deren festgefügten schlagkräftigen Organisation, die bei der Bevölkerung für die Erneuerung der deutschen Herrschaft in Kamerun wirkte. Ich als einziger Schweizer hatte unter ihnen einen schweren Stand.

Den Engländern war diese Entwicklung, wie sich später herausstellte, nicht entgangen. Aber es entspricht der englischen Art, statt gleich zuzuschlagen, zunächst zu warten und zu beobachten.

Sofort bei Kriegsausbruch wurden die deutschen Plantagenbesitzer interniert. Die deutschen Missionare konnten zunächst noch auf ihren Stationen bleiben und auch ihre Reisetätigkeit fortsetzen. Allerdings mußten sie für ihre Reisen jeweils die Erlaubnis der Regierung einholen. Die Siege des Frühjahrs und Sommers 1940 versetzten sie jedoch in einen solchen Siegestaumel, daß sie die ihnen von der Regierung gesetzten Schranken durchbrachen. Daraufhin wurden auch sie interniert. Bei dieser Gelegenheit kam es zutage, wie gut die Engländer informiert waren. In den Akten der deutschen Missionare fanden sich ihre nationalsozialistischen Aussprüche erstaunlich genau und ausführlich wiedergegeben.

Auch ich als Schweizer wurde gewissen Kontrollmaßnahmen unterworfen. Das berechtigte Mißtrauen gegen die deutschen Missionare hatte auf mich abgefärbt. Sobald sich aber die Engländer überzeugt hatten, daß ich ausschließlich meiner Missionstätigkeit nachging und mich in keiner Weise je mit der nationalsozialistischen Sache eingelassen hatte,

konnte ich meiner Arbeit praktisch ungehindert nachgehen.

Der Ausbruch des Krieges war sofort bis ins hinterste Negerdorf der Wildnis bekannt geworden. Die englische Regierung sorgte dafür, daß die Eingeborenen auf den Gerichtsplätzen in Pidgin-English Kenntnis von sämtlichen Kriegsbulletins erhielten. Keine englische Niederlage und kein deutscher Sieg wurden verheimlicht. Die Sprechtrommeln übernahmen diese Nachrichten und verbreiteten sie in ihren Stammessprachen weiter.

Hitler galt bei den Eingeborenen als der Besitzer einer mächtigen Medizin, die ihn in die Lage setze, alle Völker der Erde unter seine Gewalt zu bringen. Es war schwer für mich, diesem Hitlermythos der Neger erfolgreich entgegenzutreten.

Die Behauptung, die ich oft höre, daß das Christentum in Afrika durch den Krieg der Europäer gegeneinander an Ansehen verloren habe, ist unrichtig. Die Schwarzen unterschieden schon vor dem Krieg sehr wohl zwischen den Weißen, die sie ausnützen und beherrschen wollen, und jenen, die ihnen die Botschaft von Christus bringen. Hingegen ist mir immer wieder die Frage gestellt worden, warum wir in Europa, wo doch alle an einen Gott glauben, nicht Frieden machen können. Richtig ist auch, daß sich mit dem Kriege das Heidentum in meinem Missionsgebiet noch einmal zum Kampfe stellte.

### *Das Heidentum bricht ein*

Sobald die deutschen Missionare interniert waren, unternahm ich es, die gesamte von den Deutschen zentralisierte Missionsarbeit auf die Schultern der Eingeborenen zu verteilen. Es wurde eine Synode einberufen, an der die fünf schwarzen Pfarrer, die Evangelisten, Katechisten und Gemeindeältesten, zusammen über 500 Gemeindediener, teilnahmen. Die Stationsbezirke wurden in Evangelistenbezirke eingeteilt und bewährte Missionsarbeiter zu Evangelisten befördert. Die fünf schwarzen Pfarrer übernahmen die Betreuung

der Evangelisten und Katechisten im ganzen Land. Die Gemeinden wurden Schritt für Schritt zur Mitarbeit und Mitverantwortung erzogen. Wie dringend notwendig das war, zeigte sich bald genug.

Infolge des Krieges waren viele englische Regierungsbeamte abgereist. Die Häuptlinge glaubten, ihre alten Stammesfeinden wieder aufnehmen zu können. Es kam zu blutigen Grenzstreitigkeiten zwischen Stamm und Stamm.

Eine andere Äußerung des neu erwachten Machtgefühls der Häuptlinge als selbständige Herrscher war eine Verschärfung der Verfolgung der Christen. Es hatte zwar immer Häuptlinge gegeben, welche Täuflinge binden und schlagen ließen, die Kapellen niederrissen und die Christen für jedes Unglück und jede Mißernte verantwortlich machten. In gewissen Dörfern waren die Christen, weil sie sich weigerten, vor dem heidnischen Gericht sich mit einem heidnischen Schwur zu

rechtfertigen, auf Jahre verbannt worden. Solche Christen siedelten sich dann in einem benachbarten Stammesgebiet, wo sie der Häuptling nicht plagte, an und bauten ihre eigenen Dörflein und kleinen Kirchen für die Dauer der Verbannungszeit. Diese Verfolgungen wurden nun wieder häufiger. Es gab Häuptlinge, die Evangelisten und Katechisten prügelten und ins Gefängnis warfen. Die Gemeinden mußten sie mit Geld auslösen.

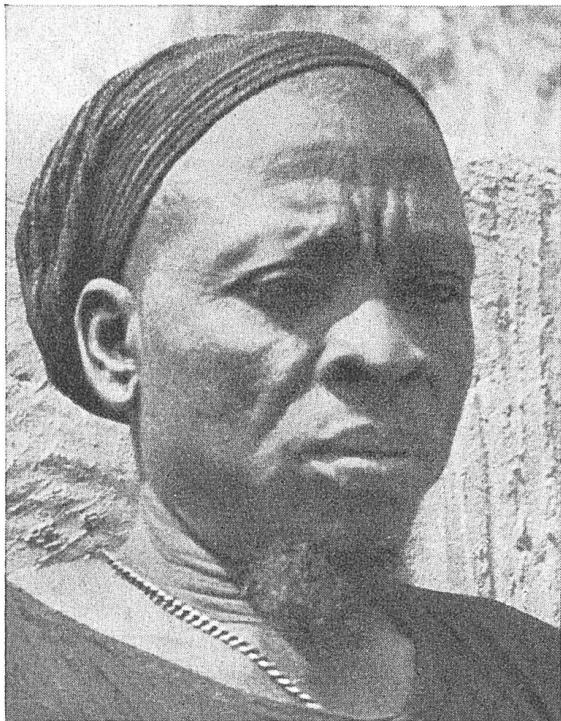
Aber auch die eigentlichen Vertreter des Heidentums, die Zauberpriester und Medizinhäger, die mehr und mehr verdrängt worden waren und im Verborgenen wirkten, wagten sich wieder hervor.

Im Nordwesten meines Arbeitsfeldes schickte sich ein Zauberer zu einem zielbewußten Angriff auf meine Gemeinden an. Er durchwanderte die Dörfer, baute kleine Medizinhäuser aus Pfählen und deckte sie mit Gras. Er predigte von der Geister- und Dämonenwelt, die sich neu aufmache, um die Menschen als Strafe für den Abfall mit besonderer Macht und Strenge zu überfallen. Alle seine Reden wandten sich an jenes Gefühl, das dem Schwarzen immer zuvorderst liegt, an die Angst.

Wenn er die Hexen- und Dämonenfurcht seiner Zuhörer bis zur äußersten Grenze gesteigert hatte, bot er ihnen als Mittel der Befreiung seine Medizin an, ein Zauberwasser, das alle, die davon tranken, vor Krankheit, vor Hexen und Dämonen, ja vor dem Tode schützen sollte.

Die Menschen wanderten zu Hunderten herbei, um von diesem Wasser zu trinken.

Von den Getauften wurde nur eine verschwindend kleine Minderheit schwach. Aber die Taufbewerber fielen fast alle ab und tranken von seinem Wasser. Den Eltern der Schüler prophezeite der Zauberer, daß Kinder, die sie in die christliche Schule schickten, von den Hexen getötet würden. Daraufhin vereinsamten die Außenstationen jener Gegenden, sie wurden von Taufbewerbern und Heiden gemieden. Die Katechisten kamen zu mir und klagten, daß ihre Arbeit zerstört sei,



*Der Zauberer, der während des Krieges in unser Missionsgebiet einfiel.*

sie wollten diese aufgeben. Ich schickte sie mit der Antwort zurück, daß zwar ihre Arbeit zerstört sein möge, aber Gottes Arbeit unzerstörbar sei.

Die übrigen Gemeinden forderte ich auf, den 45 Gemeindlein in Not zu helfen. Im ganzen Gebiet wurde daraufhin Sonntag für Sonntag für die bedrängten Gemeinden gebetet. Aber nach Wochen sprachen die Ältesten einiger Gemeinden bei mir vor und verlangten, daß ich dem Zauberer selber entgegentrete, da sie als Schwarze dies nicht vermöchten.

### *Die Abwehr*

Ich hatte es bisher vermieden, von mir aus einzuschreiten, weil ich die Gemeinden nicht von der eigenen Verantwortung entbinden wollte. Aber nun fühlte ich, daß diese alles, was an ihnen lag, getan hatten. Ich fühlte mich gedrungen, ihrer Bitte zu willfahren.

Ich durchwanderte alle Dörfer, die der Zauberer bereist hatte. Außer den Getauften fand sich niemand mehr ein. Ich versuchte, die einstigen Taufbewerber in ihren Hütten zu erreichen. Aber sie wichen mir und meiner Predigt aus. Es war von Anfang an meine Absicht gewesen, den Zauberer selbst zu stellen. Doch bald merkte ich, daß er dieser Begegnung auswich. Sobald ich hörte, daß er in einem bestimmten Dorf aufgetaucht sei, begab ich mich dorthin. Doch immer hatte er es kurz vor mir verlassen. Er zog sich immer weiter in die Berge zurück. So ging es tagelang. Aber es mußte mir gelingen, ihn zu treffen. Eines Morgens vernahm ich, daß er sich in einem Dorf auf einer Anhöhe aufhielt, zu der nur zwei Wege führten. Auf dem einen Weg schickte ich meinen schwarzen Pfarrer, auf dem andern ging ich ihm entgegen. Jetzt wußte ich, daß er mir nicht mehr ausweichen konnte. Gegen Abend erreichten der schwarze Pfarrer und ich das Dorf. Da fanden wir denn auch alle Einwohner, gegen hundert Menschen und selbst Auswärtige, um den Zauberer versammelt.

Er, ein kräftiger, großer Mann, war eben mit seinen zwei Gehilfen daran, das Lebenswasser auszuteilen. Die Leute tranken davon und zahlten mit Hühnern, Schafen und Geld. Ich schritt geradeswegs auf ihn zu, legte die Hand auf ihn und sagte: «Jetzt bist du mein, wir wollen uns miteinander auseinandersetzen.» Der Zauberer fuhr zusammen, seine Gehilfen entflohen, die Menge wich zurück.

Ich bat den Zauberer, daß er seine Götzen und Zaubermittel zusammenpacke und mir folge. Nach einem Zögern gehorchte er mir. Aber ehe wir zusammen das Dorf verließen, hielt ich noch eine Heidenpredigt, an welcher der Zauberer teilnahm. Ich stellte ihm einen Hocker zur Verfügung und bat ihn, mir aus seinem Sack einige Götzen zu geben, die ich aufstellte.

In meine Predigt, die wie immer ein Fragen und Antworten war, zog ich auch den Zauberer mit ein. Ich versuchte, die Ohnmacht der Götzen und der Zaubermédizin zu zeigen und legte Zeugnis von Christus ab.

Nach der Predigt ging ich mit dem Zauberer in das nächste Dorf, wo wir in der gleichen Hütte übernachteten. Ich redete mit ihm über seine Medizin und über Christus. Am folgenden Tag wanderten wir weiter und setzten unser Gespräch fort. Am Abend bat er um seine Entlassung. Ich sagte, daß ich ihm diese nicht gewähren könne, weil er mir noch kein Versprechen abgelegt habe, seine Tätigkeit abzubrechen. Als er mir dieses Versprechen gab, bat ich ihn, mir als Beweis seiner Aufrichtigkeit seine Medizin zu überlassen. Dagegen bäumte er sich auf. Wir blieben noch eine weitere Nacht im Gespräch zusammen, worauf er mir dann seine Zaubersachen aushändigte.

Das Ergebnis dieses Zusammentreffens wurde bald im ganzen Lande bekannt. «Der Zauberer hat seine große Medizin weggeworfen.» Die abgefallenen Taufbewerber brachten im Laufe der nächsten Woche ihre Zauberstäbchen und Amulette vor die Kapelle und warfen sie an einen Haufen. Dort wurden sie auf

ihre Erlaubnis vom Katechisten angezündet. Damit war der Einbruch des Heidentums für einmal zurückgedrängt. Nach zwei Jahren kam der Zauberer zum Pfarrer und bat um einen Katechisten für sein Gehöft.

### *Entscheidungszeit*

Anfangs September 1945 verließ ich mit meiner Familie Kamerun für einen Heimurlaub. Seit 13 Monaten lebe ich wieder in der Schweiz. Obschon die Fühlungnahme mit der Heimat und ihren Menschen von Zeit zu Zeit unerlässlich ist, brenne ich schon heute darauf, nach Kamerun zurückzukehren. Ich habe das bestimmte Gefühl, daß Afrika vor seiner großen Schicksalsstunde steht. Die Macht des alten Heidentums ist zwar wohl grundsätzlich gebrochen. Die Sitten und Gebräuche der Eingeborenenreligion werden weggespült; aber das junge Geschlecht ist geistig heimatlos. Die Afrikaner, die wirklich Christen geworden sind, haben ihre festen Wurzeln; aber sie bilden eine so kleine Minderheit im Vergleich zu jenen Schwarzen, die als Gegengewicht für ihre verlorene Religion nur die jämerlichsten Äußerlichkeiten unfruchtbare europäischer und amerikanischer Zivilisa-

tion eingetauscht haben, daß eine Umwälzung im schwarzen Erdteil als unausweichlich erscheint.

Der Ruf nach Wissen, das Macht bedeutet, geht durch das ganze Land. Er ist mir mitten im Urwald und in der Steppe begegnet. Die jungen Afrikaner verlangen nach afrikanischen Führern, die sie von den weißen Ausbeutern befreien. Sie erstreben auch für das weibliche Geschlecht, das ihre eigene Sitte bisher als minderwertig unterdrückt hielt, Schulung.

Die christliche Mission steht nicht im Gegensatz zur Befreiungsbewegung der Afrikaner. Es ist vielmehr ihr sehnlichster Wunsch, daß Afrika wirklich wieder zur Heimat der Afrikaner werde. Nur bin ich überzeugt, daß die einzige zuverlässige Hoffnung für Afrika, sich selbst zu finden, allein in Christus besteht.

Bloß in der Botschaft von Christus und in der christlichen Gemeinde bietet sich dem Afrikaner, der nicht als Einzelwesen, sondern nur im Kollektiv leben kann, jene Gemeinschaftsordnung, die ihm die Befriedung und Entfaltung seiner Seele in Wahrheit gewährleistet.

Ich sehne mich danach, in dieser Entscheidungszeit mitzuhelpen, Afrika jene schwarzen christlichen Leiter heranzubilden, die es dringlicher als je braucht.